

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **18 (1938-1939)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eidgenossen bestimmt nicht Phrase, und beruhte nicht auf „primitiver“ Weltauffassung. Es war für sie die Realität. Aus ihr wurden sie die Schicksalsgemeinschaft, welche allen Feinden überlegen war. — Wenn man gegen Steffen's Stück trotzdem manche Einwände erheben könnte, wie z. B., die Wandlung geschehe zu abrupt, oder wenn man in der oder jener Anschauung grundsätzlich von ihm abweicht, so bleibt die Gesamthaltung: Der Aufruf und die Darstellung eines Weges zur „geistigen Sicherung unserer Zeit“ gegen „Zivilisationskatastrophen“.

Wir möchten auch Stücke in der Art Jaesi's und Lesch's nicht wegdenken von unseren Bühnen. Alle Meinungen zu hören, sofern sie von gutem Willen getragen sind, das gehört doch wohl zur Eigenart und zum wesentlichen Bestand der Schweiz.

R. G. K a c h l e r.

Bücher Rundschau

Vier britische Staatsmänner vor schwerer Verantwortung.

Der Jubel, der den britischen Friedensbringer Neville Chamberlain umbrandete, ist verstummt. Die Gefühle herzlicher Dankbarkeit, deren spontane Bezeugung ihm seine ungeheure Verantwortung erleichtern, haben sich in stolle Menschenherzen zurückgezogen. Die Zweifel an der Richtigkeit seines Handelns werden laut und lauter. Unbeirrt schreitet er seinen Weg weiter. Wird es ein Irrweg sein? Vielleicht ja, hoffentlich nein — das steht leider viel mehr bei Andern als bei ihm.

Diese Tragik des unabhängig mit seiner Verantwortung ringenden Staatsmannes bringen uns auch vier Bücher zum Bewußtsein, die von britischen Staatsmännern ¹⁾ erzählen, und die hier zur Besprechung gelangen sollen. Eines feiert den größten britischen Meister des 18. Jahrhunderts; die übrigen sind politischen Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit gewidmet.

William Pitt, der Ältere, erster Earl of Chatham (1708—1778), erscheint in der Schilderung R. A. v. Müllers als der parlamentarische Minister, der nichts anderes sein wollte und doch so herrlich wie ein absoluter Monarch alle wesentliche Macht des Staates zusammenfaßte. „Er hatte die wunderbarste Gabe, alles auszunutzen, aufzuwecken, zu vereinigen, was an politischen Fähigkeiten in seinem Volke lag: Tatkraft und Verantwortungsgefühl jedes Einzelnen, Unabhängigkeit und ehrgeizigen Nationalstolz“ (S. 83). Oft schwer gequält und gehindert durch die Gicht, zwang er sich zu Höchstleistungen und riß König und Nation mit eisernem Willen durch den gewaltigen See- und Kolonialkampf, der dem Siebenjährigen Krieg parallel ging und mit dem Zusammenbruch des älteren französischen Kolonialreiches endete. Als die nordamerikanischen Kolonisten sich für das alleinige Steuerbewilligungsrecht ihrer Volksvertretungen gegen das Parlament des Mutterlandes zur Wehr setzten, gab er in offener Unterhausitzung seiner Freude Ausdruck über den stolzen Freiheitsjinn der Amerikaner: „Drei Millionen Menschen, die für alle Gefühle der Freiheit so tot wären, um sich gutwillig zu Sklaven machen zu lassen, wären die besten Werkzeuge geworden, um auch die ganze übrige Welt zu versklaven“ (S. 128). Gegen Rechtsbeugungen selbst des Londoner Parlaments

¹⁾ Karl Alexander v. Müller, Der ältere Pitt (Verlag der Corona, Zürich, und H. Oldenbourg, München-Berlin, 1937); Liselotte von Reinken, Galdane, Umriß eines liberalen Imperialisten (Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkrieges, Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, 1937); George Macaulay Trevelyan, Sir Edward Grey, Sein Leben und Werk, Eine Grundlegung englischer Politik (Übertragung ins Deutsche von Gerhard Schilde, Essener Verlagsanstalt, 1938); Sir Austen Chamberlain, Englische Politik, Erinnerungen aus fünfzig Jahren (Ins Deutsche übertragen von Fritz Pic, Essener Verlagsanstalt, 1938).

lehnte er sich auf: „Die Reinheit des Parlaments ist der Eckstein des Staates“ (S. 154). Mit Aufbietung der letzten Lebenskräfte schleppte er sich am 7. April 1778 ins Haus der Lords, um zu verhindern, daß angesichts französischer Intervention Großbritannien den Kampf mit den Amerikanern aufgab: „Ich preise mich glücklich, Mylords, daß das Grab sich noch nicht über mir geschlossen hat; daß ich noch lebe, um meine Stimme zu erheben gegen die Zerstückelung dieser alten und höchst ehrwürdigen Monarchie . . .“ (S. 168). Die Frage, ob Pitt Whig oder Tory war, will auch sein Biograph nicht entscheiden. Er charakterisiert ihn als leidenschaftlichen Anhänger der Verfassung (sic!) von 1688, als gewaltigsten Verteidiger der persönlichen und politischen Freiheit, der doch die einigende und zentrale Kraft des Königtums nicht weiter vermindert wissen wollte. Schade ist, daß der fesselnden, die Schwächen des Helden nur diskret andeutenden Charakterschilderung die übersichtliche Gliederung und die wissenschaftliche Belegung völlig versagt blieb.

Das findet sich beides in der preisgekrönten Bonner Arbeit Liselotte von Reinkens über Richard Bardon Haldane, ersten Viscount Haldane (1856—1928). Dieser liberale Imperialist baute den britischen Generalstab, die Schöpfung A. J. Balfours, aus und rief einen Reichsgeneralstab für das ganze British Empire ins Leben. Er bereitete das stehende Söldnerheer auf seine Hauptaufgabe vor, als Expeditionary Forces in einen kontinentalen Krieg einzugreifen, und schuf die Territorial Army, aus der später das Millionenheer Kitcheners herauswachsen sollte. Dabei ließ Haldane auch, was die Verfasserin übersieht, schweizerische Milizeinrichtungen studieren. Seine Berliner Mission 1912, die ein politisches Clearing mit Deutschland anbahnen sollte, scheiterte; die Verfasserin beschränkt sich so sehr auf die Betrachtung der Handlungsweise Haldanes und der britischen Regierung, daß die Selbsttäuschung Wilhelms II. und Bülow's über die Unentbehrlichkeit Deutschlands als britischer Bündnispartner nicht einmal andeutungsweise zum Ausdruck gelangt. Und doch trug dieses Moment ganz wesentlich zum Mißerfolg der Sendung Haldanes und zur späteren Isolierung des Deutschen Reiches bei.

In jenen letzten Vorkriegsjahren stand Haldane in engster Zusammenarbeit mit Sir Edward Grey (1862—1933), dem damaligen britischen Staatssekretär des Auswärtigen. Dessen Biographie von George Macaulay Trevelyan ist eine Meisterleistung des heute unbestritten hervorragenden englischen Historikers der Neuere und Neuesten Zeit, dem wir unter Anderem das Standardwerk der British History in the Nineteenth Century, 1782—1901, verdanken. Trevelhans Kunst der Erzählung und Charakteristik unter fortlaufendem Hineinsplechten brieflicher und rednerischer Äußerungen Greys schuf nicht nur ein wissenschaftlich streng getreues, prägnantes, eindrucksvolles, sondern ein geradezu packendes, in seinen letzten Partien menschlich tief ergreifendes Bild seines Helden. Darüber vergißt man bald die knapp orientierende Einführung R. U. v. Müllers, des soeben genannten Biographen Lord Chathams. Der weitaus überwiegende Teil des Buches spricht sich über Greys Amtszeit im Foreign Office (Dez. 1905 bis Dez. 1916) aus. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges kämpfte der britische Staatsmann „um die Erhaltung des Friedens in Europa“, „und zur gleichen Zeit auch darum, daß für den Kriegsfall England nicht ohne Freunde sein sollte, die ihm in dem bevorstehenden Kampf helfen konnten. In dem ersten Vorhaben hatte er keinen Erfolg, das zweite glückte ihm“ (S. 140). Rückschauend unterzogen zwei entgegengesetzte Meinungsrichtungen Grey einer scharfen Kritik. „Die eine vertrat, daß man keine Abkommen mit Frankreich und Rußland hätte treffen sollen, und die andere behauptete, daß man diese Abkommen hätte zu Bündnissen umwandeln müssen“ (S. 141). Gegenüber der ersteren macht Trevelyan einen der politischen Glaubenssätze Sir Edwards geltend, daß „die auswärtige Politik unseres Landes tatsächlich eine Frage der Herrschaft zur See ist“; „Englands Bedürfnis nach einer Sicherheit der Meere würde ihm nicht länger erlauben, entweder der Vernichtung Frankreichs durch Deutschland oder dem Eintritt Frankreichs und Rußlands in den Bereich der deutschen Diplomatie unbeteiligt zuzusehen“ (S. 142). Gegen die andere kritische Richtung weist Trevelyan darauf hin, Grey habe „nicht genügend Vertrauen“ darauf gehabt, „daß die friedlichen Absichten Frankreichs und Rußlands die positive Zusicherung jener englischen Unterstützung in jedem Falle überleben würde“ (S. 146). Eine der ungeheuren Schwierigkeiten der Lage für den Staatsmann eines parlamentarisch regierten Landes war die, „daß durch eine Diskussion der wirklichen Gefahr in der Öffentlichkeit

und eine Unterrichtung und Erziehung der Nation in diesen Dingen . . . die Wahrscheinlichkeit viel größer gewesen wäre, daß Deutschland überstürzt einen Krieg vom Zaun gebrochen hätte“ (S. 147). „Das Ergebnis der Mission Halbanes in Berlin im Jahre 1912 war Deutschlands Weigerung, den Schiffsbau zu verlangsamen, wenn wir nicht das Versprechen gaben, für den Fall eines Angriffs auf Frankreich neutral zu bleiben. Dieses Versprechen konnte kein Mitglied des Kabinetts geben, zu allererst Grey“ (S. 271). Daß dessen Vorschlag einer Botschafterkonferenz Ende Juli 1914 für die Mittelmächte unannehmbar war, bestreitet der Verfasser ohne überzeugende Argumente. Auch den Vorwurf, England sei durch das franco-britische Marineabkommen von 1912 gebunden gewesen, weist er zurück; erst die Verletzung der belgischen Neutralität haben auch die linksliberalen Minister und den entsprechenden Teil der öffentlichen Meinung von der Notwendigkeit des Kriegseintritts überzeugt. An den Pariser Friedensverhandlungen beteiligte er sich nicht; sein Wunsch richtete sich auf einen vernünftigen Frieden, „über den mit dem geschlagenen Feind verhandelt worden war. Dann, und nur dann, würde das deutsche Volk von dem preußischen militärischen Geist befreit werden, und die Nation würde eine weniger raue Luft atmen“ (S. 392).

Es kam anders. Die Härten des Versailler Vertrages zu mildern und die wirkliche Versöhnung mit Deutschland anzubahnen, fiel besonders A u s t e n C h a m b e r l a i n (1863—1937) zu, der im zweiten Ministerium Baldwin (Nov. 1924 bis Juni 1929) das Foreign Office leitete. Aus seinen beiden Büchern „Down the Years“ und „Politics from Inside“ schuf in seinem Auftrag Fritz Pic unter starker Kürzung die deutsche Ausgabe. Nach seiner Auffassung sollte der Band alles enthalten, was die behandelte Zeit von den achtziger Jahren bis etwa 1935 schildert, was den Menschen Austen Chamberlain trotz seiner Zurückhaltung zeigt, und was kennzeichnend englisch und britisch ist. „In der Tat vertritt Austen Chamberlain als Mensch wie als Staatsmann englisches Wesen wie wenig andere Männer seiner Zeit“ (S. 23). Die Kraft seines Wesens und Handelns floß aus der tiefen seelischen Gemeinschaft, die das Familienleben seines Vaters, Joe Chamberlains, auf die höchste Stufe der wahren Urzelle nationaler Gemeinschaft erhob.

Mit dem Autobiographen durchwandern wir sein Leben. Rückschauend freute sich Austen Chamberlain mit größtem Recht darüber, daß er sein Leben „unter fesselnden Menschen verbracht und großen Ereignissen tätig beigewohnt“ habe (S. 27). Bald unter unmittelbarem Eindruck, bald aus der Distanz von Jahren skizzierte er Menschen und Geschehnisse. Balfour, Asquith, Bonar Law, Lloyd George, Bortha, Stresemann, Briand, Poincaré, sie alle zeichnete er in seinem eigenen, ganz persönlichen Stil. Ein halbes Jahrhundert britischer Geschichte zieht mit seinem Leben vorüber; immer weiter hinaus in die Welt geht der Blick. Ein klarer Geist, ein starker, ethisch fester und vornehmer Charakter gibt Rechenenschaft von sich selbst. Erst mit den letzten achtzig Jahren gelangt das Buch auf den Höhepunkt des staatsmännischen Lebens Austen Chamberlains. Er steht für das Werk von Locarno als Brite ein. „Unzweifelhaft stärkte der Abschluß dieser Verträge . . . den britischen Einfluß“. „Das Ergebnis war ein Übereinkommen und das Entstehen eines neuen Geistes in den gegenseitigen Beziehungen“ (S. 676). „Das Britische Reich umfaßt ein weites Gebiet . . . Es bietet dem Hungrigen glänzende Bissen. Das, was den Traum Napoleons eines gegen uns geeinten Europa möglich machen könnte, wäre unsere Ankündigung, wir hätten nicht mehr die Absicht, weiter an den festländischen Angelegenheiten Anteil zu nehmen“ (S. 679/680). Chamberlain war überzeugt von der Unhaltbarkeit des Versailler Friedens, der „nicht auf gutwilliger Anerkennung, sondern einzig auf der Unfähigkeit des Besiegten zu neuem Kampf“ ruhte. Einmal schließlich würde Deutschland „fähig sein, einen neuen Verbündeten zu finden“. Es würde „dann alles aufs Spiel setzen . . . und Europa würde sicher wieder am Rand eines noch furchtbareren Zusammenbruchs stehen“ (S. 664).

Das warm gehaltene Geleitwort dieses Buches, ein edler, einfacher Gedenkstein für den dahingegangenen Bruder, stammt von Neville Chamberlain, dem heutigen Prime Minister Großbritanniens . . .

Zusammenarbeit an der Peripherie Europas.

Der Völkerbund, die universal gedachte, nie universal gewordene Staatenorganisation zur kollektiven Friedenssicherung auf völkerrechtlicher Grundlage, scheint zu völliger Ohnmacht herabgesunken zu sein. Die Methode der unmittelbaren Verständigung unter Großmächten hat sich durchgesetzt. Soeben war ihr ein sensationeller Erfolg beschieden, von dem man allerdings nicht weiß, ob ihm Augenblickswert oder Dauerbestand beschieden sein wird. Das Mitspracherecht der Kleinstaaten beginnt zu verkümmern. Vielleicht geht es für sie um mehr.

In einem solchen Augenblick belehren uns zwei Publikationen, daß an zwei Enden Europas praktische Zusammenarbeit unter Staatengruppen, wie sie ein Teil der Großmächte im Gegensatz zum Völkerbund fordert, zu wertvollen Ergebnissen geführt hat, ohne daß darüber viel Aufhebens gemacht wird. Gerade diese Zusammenarbeit wurde nicht von Großmächten, sondern von mittleren und kleinen Staaten geleistet.

Die eine Neuerscheinung lenkt die Aufmerksamkeit auf den Südosten Europas. Die „**Bibliographie Balkanique**“ hat seit 1931 sieben Bände für den Zeitraum der Nachkriegsjahre herausgebracht; der neueste Band ¹⁾ ist soeben erschienen. Was er an Hinweisen auf Bücher und Zeitschriftenartikel enthält, erstreckt sich in reicher Fülle auf die Veröffentlichungen sowohl in den Balkanstaaten selbst als in Österreich und der Tschechoslowakei; die deutsche, französische, italienische, englische, amerikanische Forschung und Publizistik über die Balkanstaaten tritt noch stärker hervor. Gerade die scharfe Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Forschung und politischer Tendenzpublizistik täte allerdings not. Von besonderem Interesse ist das einleitende „**Mémento encyclopédique des Balkans 1937**“, in welchem der Herausgeber unter Stichwörtern in alphabetischer Reihenfolge die wichtigsten politischen und diplomatischen Geschehnisse des Jahres aufführt. Jedem Kapitel der Bibliographie gehen summarische Hinweise auf Land, Volk, staatliche Organisation, wirtschaftliche Verhältnisse voraus. Eine besondere Chronologie ist den Hauptdaten der Annäherung unter den Balkanstaaten gewidmet; in aller trockenen Sachlichkeit zeigt sie recht eindrucksvoll, wie weit diese Annäherung bereits gediehen ist. Eine Datenzusammenstellung von einer einzigen Seite „Anschluß“ mahnt, angeordnet wie eine Grabsteininschrift, an das Schicksal eines verschwundenen Kleinstaates. Noch läßt dieser Band nichts von den neuesten Ereignissen in Mitteleuropa ahnen, die auch die Balkanentente vor neue Probleme stellen in einem Augenblick, wo der große Schöpfer der neuen Türkei frühzeitig aus dem Leben scheiden mußte.

Nicht weniger gedankenvoll legt man die andere Veröffentlichung weg, eine Zeitschrift, die jedes Trimester erscheinen wird. Sie kommt aus dem Norden Europas. „**Le Nord**“ ²⁾ tritt auf mit Artikeln in drei Sprachen: französisch, englisch, deutsch. Diese Zeitschrift will nicht bloß informieren, sondern werben. Ihre Gründung erfolgte aus der Erkenntnis, „daß auch die kleinen, anscheinend schwachen Nationen materielle und moralische Kräfte für den allgemeinen Fortschritt verkörpern, die keineswegs zu unterschätzen sind. Vor allem vertreten sie den Grundgedanken, daß nicht ausschließlich die Macht der Massen und der Waffen über das Schicksal der Menschheit entscheiden kann und darf“. „Es kann jedenfalls kein Zweifel darüber herrschen, daß der Gedanke, daß... die Macht nur dem Recht dienen sollte, für die kleinen Nationen einen wesentlichen Grundzug ihrer eigenen Existenz bildet“. Daher haben die Völker des Nordens „bereits untereinander eine kleine Welt der Zusammenarbeit und des guten Einverständnisses geschaffen...“ Politiker der vordersten Reihe legen von den Früchten dieser nordischen Kooperation Zeugnis ab. E. J. Hambro, der norwegische Stortingpräsident, weist darauf hin, daß die Zusammenkünfte nordischer Staatsoberhäupter und Minister von der jeweiligen und parteipolitischen Konstellation unbeeinflusst geblieben sei. Der schwedische Außenminister Rickard Sandler charakterisiert die

¹⁾ „Bibliographie Balcanique 1937“, rédigée par Léon Savadjian. Septième volume. Société générale d'imprimerie et d'édition, Paris, 1938.

²⁾ „Le Nord. Revue Internationale des Pays du Nord. International Review of the Northern Countries, Nordische Internationale Zeitschrift“. 1938, No. 1-3, Copenhagen, Einar Munksgaards Forlag, etc.

nordische Neutralität, besonders in ihren Beziehungen zur Völkerbundspolitik. Was der norwegische Außenminister Koht über „The Oslo Convention and after“ zu sagen hat, erweitert den Gesichtskreis auf Holland und Belgien; man wird daran erinnert, daß es sich dabei anfänglich um eine Art zollpolitischen Nichtangriffspakts handelte. Die wirtschaftliche Waffenstillstandsidee wurde in der Folge bis zum Haager Protokoll von 1937 erweitert. Dieser Geist der loyalen Zusammenarbeit wird nach der vollen Überzeugung nordischer Staatsmänner „in den Vordergrund treten müssen, wenn das wirtschaftliche Leben nicht ein Weltkampf aller gegen alle bleiben soll.“ Der finnische Handels- und Industrieminister Väinö Baiionmaa erklärt das Ringen seines Volkes um das Wirken zur Nation. Bleiben wir bei dieser Auslese von Artikeln; schon in ihnen zeigt die neue Zeitschrift ein so außergewöhnlich hohes Niveau, daß wir gespannt ihren weiteren Hefen entgegensehen.

Der Norden scheint durch diese Neuerscheinung von der rein defensiven geistigen Landesverteidigung zur aktiven Erfüllung einer sittlichen Mission vorgehen zu wollen. Hier Zusammenarbeit von Völkern großer Wesensähnlichkeit, dort Annäherung der sehr verschiedenartigen Balkanvölker — auf zwei Flächen der Peripherie Europas Streben nach Einvernehmen und Aufbau. Klänge fein abgestimmter Kammermusik lassen sich durch den wilder und schriller lärmenden Trubel der großen Weltpolitik hindurch hören. Vorahnen? Ausklang?

Otto Weiß.

Die schönsten schweizerdeutschen Gedichte.

Schwyzler Meie. Die schönsten schweizerdeutschen Gedichte. Herausgegeben von Adolf Guggenbühl und Georg Thüser. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich, 1938.

Es verhält sich so, wie es die Verlagsanzeige behauptet: das ist ein Buch, das seit Jahrzehnten fällig war, und man muß sich nur wundern, daß es so lange auf sich warten ließ. Wir besaßen einige Sammlungen schweizerischer Volkslieder, die in kleinen Hefen erschienene Ausgabe „Schwyzler-Dütsch, mundartliche Dichtungen aus allen Gauen“ (im Drell Füßli-Verlag) und einige gelegentliche Zusammenstellungen von Proben mundartlicher Dichtung — aber es fehlte eine umfassendere und doch handliche Anthologie, die zugleich auch das neuere mundartliche Schrifttum berücksichtigte. So kam es, daß die Welt der schweizerdeutschen Dialektdichtung, in der beträchtliche schöpferische Kräfte am Werke sind, nie in geschlossener Front sich zur Geltung brachte, und daß nur wenige Liebhaber von ihrem ganzen Reichtum sich ein Bild zu machen in der Lage waren.

Das wird mit dem Erscheinen der schönen Sammlung „Schwyzler Meie“, zu der wir die Herausgeber herzlich und dankbar beglückwünschen, nun anders werden. Mit dem farbenfrohen Strauß von anderthalb hundert schweizerischen Mundartgedichten, den sie dem Leser auf den Tisch legt, offenbart sie ihm auf einen Schlag eine beglückende Fülle edelster Zeugnisse volksverbundenen Fühlens und Gestaltens, und er wird inne, wie reich wir mit diesen aus bescheidener Verborgenheit ans Licht gehobenen Schätzen sind.

Die Herausgeber ordnen ihre Sammlung nach Erlebniskreisen, indem sie Gedichte von Autoren aus allen Gauen in sieben Abschnitten (Liebi — Johr und Tag — Huus und Heimet — Vatterland — Luschtige Läbtig — Stilli Stunde — Annedra) zusammenschließen. Es wären andere Anordnungen möglich gewesen, z. B. eine Anordnung nach größeren Mundartkreisen; die Einteilung, zu der die Herausgeber sich entschlossen, hat den Vorteil einer gewissen Einheitlichkeit nach inhaltlichen Gesichtspunkten. Man könnte gewiß auch, wie immer bei Sammlungen, die zugleich eine Auswahl darstellen, über Einzelheiten disputieren und hier umso leichter, als es sich um einen „ersten derartigen Versuch handelt“ und die Entscheidungen der Herausgeber in besonderer Weise von einer persönlichen Stellungnahme beeinflusst sein mußten. Aber trotz der Wünsche, die man etwa noch hegen mag: der Versuch ist geglückt und ist zu einer gültigen Leistung geworden. Dem schmucken Band muß man wünschen, daß er viele Freunde finde.

Carl Günther.

Neueste Schweizer Bücher.

Es fehlt uns nicht an Büchern. Die schweizerischen Erzähler und die schweizerischen Verleger entfalten eine reiche Tätigkeit, über die wir uns freuen dürfen, zumal ihre Bücher eine beachtenswerte Höhe einhalten, ohne dem Durchschnittsleser etwa unerreichbar zu werden. Dies gilt besonders für die hier zu erwähnenden acht Neuerscheinungen.

An die Spitze stelle ich einen historischen Roman, der uns eine bewegende Epoche aus der Geschichte des alten Bern näherückt: **Walter Luedrich** legt uns in seinem Buche „**Passion in Bern**“ (Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich, 1938) einen „Täuferroman um den Schultheißen Johann Friedrich Willading“ vor. Er spielt um die Wende des 17. Jahrhunderts, schildert die harten Verfolgungen, die damals die Berner Wiedertäufer haben erdulden müssen, und stellt neben den Schultheißen Willading die fragwürdige Figur seines Schwiegersohnes, des Generals Hieronymus von Erlach. Der Roman endet, nachdem ihm der Friede von 1712 einen gewissen Abschluß erlaubt hat, mit einem tröstlichen Ausblick — es wird das Zeitalter der Toleranz anbrechen. Man spürt wohl, wie sorgsam das zeitgeschichtliche Bild in dieser Schilderung erarbeitet ist, doch wirkt diese gute Kenntnis nirgendswo aufdringlich oder lästig: sie ist ganz und gar ins Gesamtbild verwoben, aus dem rein das Menschliche heraustritt, auf das es vor allem ankommt.

Als nächster Artgenosse sei neben diesen historischen Roman ein zeitgeschichtlicher gestellt. „Eine Geschichte“ nennt zwar **Bernhard Diebold** anspruchlos im Untertitel sein Werk „**Der letzte Großvater**“ (Morgarten-Verlag, Zürich 1939), das aber immerhin ein stets brennendes Problem — den Gegensatz der Generationen — im Lichte der jüngsten Entwicklung aufzeigt. Der alte Gärtner Weidmann versteht die neue Zeit nicht mehr, gerät in den stärksten Gegensatz zu seinen beiden Enkelkindern, die auf eigene Faust das Leben meistern wollen, und glaubt zuletzt selbst, was ihm der Hauptmann Nabholz beteuert: „Gegen die Jugend gibt es kein Gesetz“. So klingt das Buch halb gläubig, halb resigniert aus, doch so, daß trotzdem die Gedanken nicht aufhören wollen, zu seinen Fragen zurückzukehren. Dazu bleibt die breit und liebevoll hingemalte Welt des Zürcher Beltwegs lebendig in der Erinnerung haften, denn der Erzähler verfügt über eine ungemein eindringliche Darstellungsgabe, der man gerne erliegt.

Ein „Roman einer Freundschaft“, ist das neue Buch von **Otto Zinniker**, „**Der neue Tag**“ (Verlag A. Francke, Bern, 1938). Zwei Knaben verschiedener Wesensart und ungleicher sozialer Herkunft sind einander freundschaftlich verbunden und retten ihre Freundschaft durch die schlimmsten Gefährdungen hindurch in die Mannesjahre hinüber. Die Darstellung ist weniger auf eine raffinierte psychologische Durchdringung der Menschen angelegt als auf ihre Einordnung in das Schicksal, das ihnen hart mitspielt, und auf die gut realistische Zeichnung der Welt, in der sie sich bewegen. Und wenn der Kenner der Verhältnisse es reizvoll findet, in der Darstellung der Jugend- und Schuljahre auf eine lebendige Schilderung der tüchtigen Aargauer Welt zu stoßen, wird ein anderer Leser sich besonders freuen, in andern Kapiteln den Autor als ganz ausgezeichneten Darsteller des Hochgebirges kennen zu lernen, der gerade diese Partien mit bezwingender Eindringlichkeit gestaltet.

Die Geschichte einer Liebe bis zum tragischen Ende erzählt uns **Carl Friedrich Wiegand** in seinem Roman „**Einhard und Eva**“ (Verlag Huber, Frauenfeld, 1938). Zwischen den Liebenden steht die Ehrfurchtslosigkeit einer kleinen Welt, die in ihrer Unfreiheit das Edle in seinem Werte nicht zu würdigen vermag, und steht der Gegensatz der Konfessionen. Carl Friedrich Wiegand weiß dieses Motiv mit beherrschender geistiger Überlegenheit und einer Fülle immer anregender Ausblicke nach allen Seiten zu verwerten — alles ist erstaunlich sicher in den Gang des Ganzen eingefügt, sodaß man voll innerer Anteilnahme dem Geschehen folgt.

Etwas abseits von diesen Büchern steht das neue Werk von **Kurt Guggenheim**, „**Niedland**“ (Schweizer Spiegel Verlag, Zürich, 1938). Er nennt es „Roman“, und darüber wollen wir nicht rechten. Auf jeden Fall ist das Buch durch die Darstellungsweise ein Roman eigener Art. Schon in den früheren Büchern des Autors fiel die Sicherheit auf, mit der er eine ganz persönliche Darstellungsweise hand-

habte. Ist er vom Film beeinflusst, soll man sie einfach impressionistisch nennen? Er löst das Geschehen in rasch aufeinanderfolgende Einzelbilder auf, deren jedes mit innerlichster Kraft geschaut und durchgebildet ist. Die Fabel spielt am Zürcher Obersee und zeigt auf, wie eine junge Generation sieghaft aus dunkeln Wirrnissen der Vergangenheit ins Licht schreitet. Aber wie sind diese Menschen mit lauterer Innigkeit erfasst und wie wunderbar von den gedämpften Lichtern am verschwiegenen Rande des Sees umspielt! Wie tief der Natur verbunden ist alles Geschehen! Hier hat eine Landschaft ihren göltigen Dichter gefunden.

Es kann nicht fehlen, daß eine neue Ausdrucksmöglichkeit, wie sie der Film darstellt, da und dort auch auf die Literatur zurückwirken wird. In ganz anderer Weise als in Kurt Guggenheims „Niedland“ ist das im Buche „**Füsilier Wipf**“ von **Robert Faeßl** der Fall (Verlag Huber, Frauenfeld, 1938). Der Autor hat seine erstmals 1915 erschienene „Erzählung aus der schweizerischen Grenzbesetzung“ anlässlich ihrer Verfilmung ergänzt und abgerundet, und man greift gern zu dem schmucken Buche, das nun in seiner Erzählung, aber auch in 16 wohlge gelungenen Bildbeilagen die Erinnerungen an den ersten Film wachruft, den wir mit Behagen „schweizerisch“ nennen. Und da das Buch auch Szenen enthält, die nicht verfilmt worden sind, kommt im Buche auch der auf seine Rechnung, der auf Neuigkeiten erpicht ist.

Endlich nenne ich zwei Neuerscheinungen, die uns die Menschen Graubündens nahebringen. **Rudolf Schaefer** gibt in einem schmalen Bändchen, „**Junges Blut**“ (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel, 1939) zwei sehr sorgfältig gestaltete „Erzählungen aus Graubünden“: „Der Ader“, ein schlichtes, aber umso ergreifenderes Zeugnis für die Verbundenheit des bäuerlichen Menschen mit seiner Scholle, und „Regina Simonet“, die Schilderung, wie eine im Gemüt hart gewordene Frau durch das Leid wieder den Weg ins offene Leben findet. Das andere Bündner Buch bringt unter dem Titel „**Das Pulverhorn Abrahams**“ Geschichten aus dem Romanischen, die zugleich auch in romanischer Sprache erscheinen, von **Schimun Bonmoos** (Schweizer Spiegel Verlag, Zürich, 1938). Es sind behaglich erzählte, gehaltvolle Anekdoten aus dem bäuerlichen Leben, die man nicht nur als gewinnende Zeugnisse für die sichere innere Haltung des romanischen Volkes, sondern auch um ihrer allgemein göltigen Lebensweisheit willen dankbar aufnimmt.

Car I G ü n t h e r.

Otto v. Greherz: Sprachpillen. Verlag A. Franke A.-G., Bern. 170 Seiten.

Jedes Buch von Otto Greherz ist eine Freude. Band an Band reihen sie sich. Der nunmehr Fünfundsiebzigjährige rastet nicht, und jedesmal macht er uns reicher mit seinen Gaben. Sein letztes Werkchen, diese Sprachpillen, sind ein Versuch, Nachdenken über sprachliche Erscheinungen zu wecken, Sprachgefühl und Sprachfreudigkeit zu stärken. Er tut es in ganz kurzen Aufsätzen; keins geht über vier Seiten hinaus. Alle möglichen Dinge kommen zur Behandlung, mundartliche Eigenheiten, Ausdrücke der Bauernsprache, oft ganz verachtete, die von bessern Leuten nicht mehr gebraucht werden, daneben Fragen des schriftdeutschen Ausdrucks. Wir werden in die Schönheiten dichterischer und biblischer Sprache eingeführt. Alles so unschulmeisterlich und unterhaltsam wie möglich und wiederum ohne vulgariatorische Geistreichelei und Witzsucht. Die erarbeiteten Ergebnisse machen übrigens nicht die entscheidende Bedeutung des Buches aus, das Vorbildliche und Bestimmende liegt in der Auffassung der Sprache und in ihrer Behandlung.

Das Anliegen des Verfassers ist ernst. Er will uns zeigen, daß wir selbst als Stamm und Volk in unserer Sprache leben, daß hier unser tiefstes, eigenstes, bestes Wesen von Alters her nach Ausdruck sucht und ihn oft, auch in Mißdeutungen und scheinbaren Mißgriffen, findet. Die umstrittene Einheit unseres in Mundart und Hochsprache zwiefach entfalteten Sprachtums wird offenbar. Ohne langfädige Belehrung, auch ohne billige Redensarten über geistige Landesverteidigung, wird uns deutlich gemacht, daß wir in Gefahr sind, durch falschen Bildungsdünkel uns selbst entfremdet zu werden, zu verflachen, zu entarten. Der schweizerische Leser spürt die tiefe Liebe zum Volke, Verbundenheit mit dem Boden, mit dem Ewigen im Schweizertum, fühlt sich verstanden, sich, seine Jugend, sein Elternhaus, seine Heimat. Schweizerdeutsch erscheint nicht als das Alleinrichtige, aber als das Unfrige, Schriftdeutsch nicht als das Ausländische, aber als das immer besser zu Erfassende,

nie hoch genug gewertete. Nie haben wir uns besser gedeutet gesehen als durch diesen Forscher, der zugleich Künstler ist und obendrein Arzt und Seelsorger eines verwirrten und ermüdeten, weil von allen Seiten gestörten und gehezten Volkstums.

Für die Leser der Berner Zeitung „Der Bund“ sind die Pillen ursprünglich gedreht worden. Das hat ihnen nicht geschadet, im Gegenteil: hier lag die Nötigung vor, knapp und ungelehrt zu schreiben, dem wenig ausdauernden „Konsumenten“ sich anzupassen und auch die Verpackung dementsprechend zu gestalten. Wir wissen längst, daß das alles dem Verfasser leicht von der Hand geht. Aber dennoch: Zeitungsausschnitte in mustergültiger Form sind willkommen und sogar ein besonderer Genuß.
E d u a r d B l o c h e r.

Eschenz, Geschichtliches aus Dorf und Pfarrei. Von Raimund Reßhammer, D. S. B., Erzbischof. Verlag Eberhard Kall-Zehnder, Zug 1938.

Ein Heimatbuch. Das zweite aus gleicher Hand und Gemeinde. Das erste erschien 1934 schon in zweiter Auflage. Es schildert „Die Insel Werd“ am Ausgange des Untersees bei Stein am Rhein. Dort fand der freundliche und freudige Geschichtsforscher Zuflucht und Ruhe, wie einst der heilige Abt Otmar von St. Gallen vor seinen Feinden und Verfolgern. Nun gibt der dankbare „jüngste“ Siedler der uralten Kult- und Wohnstätte wieder ein Zeichen seiner Anhänglichkeit gegen die Gemeinde, zu der jene gehört. In diesem fleißig und frisch geschriebenen Werklein von 134 Seiten mit bescheidenem Titel erzählt er zwar nicht die Geschichte von Eschenz, denn er bringt fast nur die Kirchengeschichte zur Darstellung. Ihre Ergänzung nach der weltlich-politischen Seite hin wird uns wohl über kurz oder lang der Thurgauer Kantonsbibliothekar Dr. Egon Isler darbieten, der darüber bereits mündlich berichtete. Inzwischen erquickt uns hier in unterhaltsam-kurzweilig und zugleich gründlich attengetreu entrolltem Geschichtsbilde mit lebenswarmem Tone der Freund der Gemeinde und ihres Werdens und Wachsens. Diese reicht mit Entstehung und Entwicklung hinauf ins vor- und urzeitliche Steinzeitalter. Besonders aber befaßt sich der geistliche Berichterstatter natürlich mit der stattlichen Reihe der Hirten und Seelsorger aus dem Herrschaftsbereiche des Stiftes Einsiedeln. „Unterm Krummstab ist gut wohnen“ — das Sprichwort aus mittelalterlichem Volksmunde wird bestätigt und gerechtfertigt, aber in keineswegs aufdringlicher Weise. Es ehrt den Verfasser und den Orden, dem er angehört und dem wir die erste und beste Pflege von Kunst und Wissenschaft in unsern Gauen danken, daß er durchaus unparteiisch in treuer Liebe zur Wahrheit ihre Fahne hochhält, auch in der Darstellung der Reformations- und Revolutionsepoche.

Ar n o l d K n e l l w o l f.

Joh. Rud. Stoffel: Das Hochtal Avers. Die höchstgelegene Gemeinde Europas. Graphische Anstalt Zofinger Tagblatt, Zofingen. 1938.

Ein eigenartiges, ein richtiges Schweizerbuch, wie es anderswo als in unsern Bergen gar nicht entstehen könnte. Ein Mann des tätigen Lebens — Stoffel ist 41 Jahre lang Grenzwächter gewesen — greift in seinen alten Tagen zur Feder, um seiner Heimat mit einem Schriftwerk ein Denkmal zu setzen.

So ist selbstverständlich keine wissenschaftliche „Monographie“ zustande gekommen — eine neben unzähligen andern —, sondern ein naturhaft gewachsenes, bei aller Schlichtheit überaus lebendiges Bild von dieser bündnerischen Berglandschaft und von dem Leben, Gewerben und Denken der rührigen Walser, die sich da droben eine Heimat geschaffen. Der Verfasser hat sich aber auch in der Geschichte der Gemeinde umgetan, deren Gebiet er von seinen Dienstgängen her kennt wie wohl kein zweiter, und weiß die Besonderheit ihres Alltags, ihrer Sitten und Gebräuche, ja sogar ihrer Mundart klar herauszustellen in wohlgegliederten Abschnitten. Eine große Zahl von ausgezeichneten Lichtbildern unterstützt die Erzählungen und Schilderungen, die übrigens auch mit der Pflanzen- und der Tierwelt des Avers bekannt machen.

Damit hat uns Stoffel ein tüchtiges Heimatbuch geschenkt, einmalig in seiner Art, in mancher Hinsicht sogar unvergänglich wie die rauhkantigen Felsen seines Hochtals. Es wird auch die vielen Bergfreunde in der „untern“ Schweiz recht anheimeln und erbauen.
Ar n o l d B ü c h l i.

Prof. Dr. A. Rohn: Industrielle Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Schweiz.
 Heft 15 der Kultur- und staatswissenschaftlichen Schriften der E. T. S.
 Verlag S. R. Sauerländer & Co.,arau. 1938.

Im heutigen Zeitpunkt, wo die wirtschaftlichen Aussichten unsicher und die Zukunft in mancher Beziehung dunkel sind, ist es doppelt wertvoll, wenn ein in Wissenschaft und Praxis so erfahrener Mann, wie es Professor Dr. Rohn ist, sich zu dem äußerst wichtigen Problem der industriellen Möglichkeiten und Notwendigkeiten unseres Landes äußert, besonders wenn — wie in der vorliegenden Schrift — die Ausführungen des Verfassers gesunden Optimismus atmen. Der erste Teil der Veröffentlichung behandelt die Grundlagen und Voraussetzungen unserer industriellen Arbeit, wobei unter anderem einerseits die ausschlaggebende Rolle der privaten Initiative betont, andererseits aber auch mit allem Nachdruck darauf hingewiesen wird, daß zur Lösung gewisser Probleme eine vermehrte Gemeinschaftsarbeit notwendig ist. Weiter unterstreicht der Verfasser die Wichtigkeit der Wissenschaft als Grundlage des technischen Fortschrittes und damit unserer wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit.

Der zweite Teil der Schrift sodann behandelt die Möglichkeiten der Weiterentwicklung unserer industriellen Arbeit. Hier nimmt Professor Dr. Rohn Stellung zu einer Reihe von hängigen Problemen, wie beispielsweise die Deckung der Bedürfnisse unserer Armee an Kriegsmaterial durch einheimische Produktion, die Einführung einer eigenen Flugzeugindustrie, technische Fragen der Land- und Forstwirtschaft, Ausbau unserer Transportmittel und -wege, Förderung der Bautätigkeit, Verwendung neuer Werkstoffe und Rohstoffökonomie.

Diese Darlegungen enthalten eine Fülle wertvoller Anregungen; die Lektüre der Schrift von Professor Dr. Rohn ist deshalb jedem, der sich mit wirtschaftlichen Fragen befaßt, sehr zu empfehlen.

W. Sauer.

Hugo Marti: Eine Kindheit. Verlag A. Francke AG., Bern 1938.

Wenn ich ein Buch von Hugo Marti gelesen habe, so ist nachher immer mein vorherrschendes Gefühl, mich in einer Sphäre gepflegter Kultur aufgehoben zu haben. Es geht in seinen Büchern nicht um sensationelle Dinge, auch nicht um Abgründe des Gedankens und Ausschweifungen der Phantasie, sondern immer um das Leben, wie es ist, gesehen durch das Auge eines wahrhaft maßhaltenden Geistes. So erzählt ein Aristokrat, der, ohne laute Worte zu machen und die Gegensätze des Lebens effektiv auszunützen, auch das Schwere, auch das Häßliche einfach hinnimmt und ihm schon allein dadurch seinen Stachel nimmt. Ein vor allem auf Haltung wertlegender Geist erzählt. Mit einer feinen Schwebung zwischen Humor und Ironie, zuweilen in reizenden sprachlichen Wendungen, ohne alle verkleinernde Sentimentalität.

Diesen Eindruck bestätigen auch und in hohem Maße seine Kindheitserinnerungen, die der um die schweizerische Dichtung verdiente Berner Verlag Francke diesen Herbst in sorgfältigster Ausstattung, wie es zu Hugo Marti paßt, herausgegeben hat. Die Erinnerungen, seinem Söhnchen zugeeignet, waren ursprünglich nur für einen privaten Kreis gedacht; wir haben es der Gattin des verstorbenen Dichters zu danken, daß sie nun einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht worden sind.

Die Umschlagbignette, fast zu harmlos, läßt auf ein Kinderbuch schließen; es ist aber ein Buch für Erwachsene, für geistig Erwachsene, die auch komplizierte Kindlichkeiten verstehen, und die Form, in der sie geboten werden, zu würdigen wissen. Die Überschriften der sechs Kapitel verraten die kompositorische Technik; der Ablauf der Erinnerungen gruppiert sich jeweils um eine zentrale Figur. Besonders eindrucksvoll scheinen mir der Tod der Mutter, das Milieu des halb bäurischen, halb intellektuellen Großvaters und das seelische Erlebnis einer schweren Erkrankung dargestellt. Wie da kindlich komische Dinge, die sich bei der Beerdigung der Mutter ereignen, berührt werden, ohne uns zu verletzen; wie später der Anabe in fatale Gesellschaft gerät und alle Not, die ihm das bringt, in der Katastrophe der Krankheit kulminiert und ihre Auflösung erfährt — das ist alles meisterhaft erzählt. Ohne zu psychologisieren, wird in alltäglichen Erlebnissen des Kindes seine Seele bloßgelegt, gezeigt, wie die Gefühle der Überlegenheit und der Unterlegen-

heit beim Kinde nicht weniger als beim Erwachsenen Glück und Unglück bestimmen. „Das Spiel — es war noch unsere Welt“, heißt es an einer Stelle. Aber dieses Spiel als Welt, das zeigen alle guten Kinderbücher, enthält schon die ganze Welt der Großen, mit allen Freuden und allem Jammer.

Wer Hugo Marti kannte und sich mit seinen Büchern vertraut gemacht hat, wird nach diesem Bändchen greifen und nur eines bedauern, daß er, der Allzutätige, seine Erinnerungen nicht bis an die Schwelle der Mannesjahre weitergeführt hat. Es wäre von hohem Wert gewesen, gerade die Jünglingsjahre einmal von einem so gearteten Geiste dargestellt zu bekommen. Aber vielleicht tue ich dem Sinn des Buches Unrecht, wenn ich dieses Bedauern ausspreche.

H. A. Moser.

Das Katzenbuch.

Röski und Edgar Schuhmacher: Das Katzenbuch. Ein Brevier. Verlag Frey & Wasmuth, Zürich 1938.

Wenn nicht der Ruhmeskranz der Schweiz heute schon etwas allzu eifrig durchgeblättert würde, um die alten Blätter noch besser ins Licht zu rücken, und wo möglich noch neue zu entdecken — so könnte man vielleicht sagen, es sei kein schlechtes Zeichen für ein Land, wenn ein großer Kriegsmann vor dem Herrn in seinen Mußestunden zusammen mit seiner Frau ein Buch über den idyllischen Genossen unseres winterlichen Ofenplätzchens, die Katze, schreibt. Der Gegensatz von „den“ und „die“ bringt uns alsbald und von selbst auf die Frage, warum gerade im Deutschen das weibliche Tier dem Gesamtbegriff das Geschlecht verleihen mußte. Warum ging der Franzose, sonst so stark auf Ewigweibliche eingestellt, warum der Italiener an der tieferen Beziehung vorbei, die in der deutschen Sprache maßgebend wurde? Vielleicht können wir uns im Vorbeigehen die Sache sprachpsychologisch so deuten, daß gerade das Ungewöhnlichere und somit stärker Geschlechtsbetonte an dem Wort „La chatte“ bei seiner Übertragung auf eine Frau die erotische Anzüglichkeit viel stärker herausstellt — als wenn der Deutsche in diesem Sinne von einer „Katze“ redet. Andererseits hat dieser durch die Heraushebung des männlichen Geschlechts aus dem Gesamtbegriff im Worte „Kater“ ein gutes Mittel, das Possierliche, Untypische, und dadurch fast Komische des Männchencharakters im Katzengeschlecht zu unterstreichen. Beim Italiener ist vielleicht überhaupt zu wenig liebevolle und einführende Einstellung auf das Tier, um in diesen Bezirken eine Problematik empfinden zu lassen: non è cristiano; und eine prekärere, gehetztere, ja wahrhaft laufigere Existenz wie die der gattini in einer italienischen Großstadt ist nicht so leicht auszudenken — man müßte schon zu Vergleichen aus dem Reiche der Menschen und Cristiani greifen. Aber all dies, das Nicht-Idyllische, das Dämonische, das Gefährdete und Gefährliche, gerade dies erregt Liebe und Interesse des Kriegsmanns Schuhmacher. Der Punkt, von dem aus er die Katzenseele ergreift, ist eben, daß hier ein Wesen in reizvoller Wechselbeziehung mit dem Menschen steht, welches ihm ebenso feind als befreundet, ebenso unabhängig wie abhängig, jedenfalls also frei und freibleibend und als sich selbst besitzende Persönlichkeit gegenübersteht.

Schlimmer ist vielfach das Verhältnis des Menschen zu denjenigen Tieren, welchen ein helleres und graderes Element auf dem Wege zum Geist die Instinkte auflodert und adelt, ohne sie zu schwächen: zu Pferd und Hund. Die ungeheure Zahl der großstädtischen Pferderuinen, bei denen jede Bewegung ihrer müden ausgemergelten Glieder nur noch mit dem angstgeprägten Willen erzwingbar schien, hat glücklicherweise das Auto stark herabgeschraubt; aber wie viele von uns haben überhaupt einmal die Herrlichkeit dieses Wesens gesehen, wo es „einhertritt auf der eigenen Spur, die freie Tochter der Natur“? Am Hund hat sich der überhebliche Moralismus des Menschen von jeher triumphierend ausgelebt. Die Treue des Hundes wird von unzähligen Federn gepriesen, selten aber ein Gedanke darauf verwandt, daß gleichzeitig „Hund“ und „hündisch“ Charakterlosigkeit schlechthin bedeutet. In der Tat geht dies sehr gut zusammen. Der Hund ist in Jahrtausenden aus seiner innersten Moral heraus zum Werkzeug des Menschen gemacht worden: ist dieser rechtschaffen, so ist er es auch; und ebenso betreffs des Gegenteils. Wir erinnern uns an einen überzüchteten Windhund, der das Außerite darbot, was der Mensch aus einem Tier „machen“ kann: seine Instinkte waren zerstört bis auf

den Grund, ohne daß an Verstand ihm etwas hatte zugelegt werden können. Er war in seinem mechanischen Zärtlichkeitsbedürfnis, das keinen Augenblick mehr mit sich allein das Geringste anzufangen wußte, der Typus des dummen Neuraasthenikers, jenes sinn- und ausweglosesten Erzeugnisses der Zivilisation. Aber viele Menschen lieben solche Sklavenseelen in Tier- oder Menschengestalt um sich zu haben, weil das ein billiges Herrengefühl hergibt. Tiere allerdings, welche die Freiheit nicht vergessen können, sind auch keine Gesellschaft für den Menschen; wer Augen hat, dem ist ein Besuch im zoologischen Garten wohl eine Belehrung, doch nur sehr teilweise eine Freude. Er vergißt die Kleinen Raubtiere nicht so leicht, welche stunden- und tagelang in unbelehrbarer Verbissenheit an ihrem Gitter auf- und ablaufen, auch nicht die Raubvögel, die wie steingewordene Trauer dastehen, um zuweilen einen Aufschlag zu entwerfen, der schon in Gedanken von bitterer Bescheidung zerfressen ist; auch nicht die unjagbaren Blicke des Gorillas, welche alle Qualen eines gefesselten kraftvollen Lebens bis zum Grunde ausgekostet zu haben scheinen, ohne die Ahnung von dem, was für den Menschen vielleicht darüber hinausweist. Vor allem wird er nicht die immer wiederholte Szene vergessen, die jungen Burschen, welche ihre Überlegenheit durch Verhöhnung des Löwen zum Erweis bringen, und die machtlos verächtliche Gebärde des Tieres darauf. — So bleibt die Katze das Zwischenwesen, dessen Gesellschaft den Menschen in einem anständigen Sinne höchst angemessen ist. Und in einem ähnlichen Sinne fassen auch R. und E. Schuhmacher sie auf. Ihr Buch, dem Andenken dreier, nach den Namen zu schließen erlauchter Räzchen gewidmet, erbaut auf einer klaren Anschauung des Katzengeistes eine wahre literarische Enzyklopädie desselben. Die Verfasser führen uns zunächst als leidenschaftliche Tierfreunde durch den Bilderaal der Philosophen-Meinungen über das metaphysische Wesen ihrer Lieblinge — wobei Descartes, der Vater der Tiermaschinen-Theorie, nach Gebühr Hartes hören muß und von dem Höhepunkt der Entwidlung aus, dem fanatischen indisch stilisierten Tierverehrer Schopenhauer, eine recht klägliche Figur macht. (Vielleicht hätte man hier den Kirchenfürsten Norarius erwähnen sollen, dessen gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts geschriebenes Buch sich nichts Geringeres vorsetzt, als zu beweisen, daß die Tiere ihren Verstand besser gebrauchen als die Menschen. Es fußt dabei der Zeit entsprechend allerdings mehr auf antiken Zitaten und Anekdotenkram als auf Beobachtung, und wichtiger als es ist der Artikel, den Bayle diesem Norarius in seinem Wörterbuch gewidmet hat. Hier wie auch in demjenigen über den portugiesischen Arzt Pereira häuft er ein geradezu unglaubliches geschichtliches Material über die Frage der Tierseele zusammen. Am besten benützt man dafür die deutsche Übersetzung von Gottsched, Leipzig 1743—44, III, 664 ff. und IV, 78 ff., in der die wertvollen Einwände von Leibniz mit abgedruckt sind. Gottsched berichtet daselbst von einem Jesuiten, der den Tieren, um ihre Beiseeltheit gegen Descartes zu retten, die Seelen von Verdammten und Teufeln beilegt, so ihren Mißhandlern eine willkommene Rechtfertigung liefernd.) — Sodann erhalten wir eine lichtvolle Psychologie und Phänomenologie der Katzenart, eine Blütenlese aus der Geschichte ihrer wissenschaftlichen Schilderung, ihrer Rolle in Redensart und Sprichwort, in Märchen und Fabel, und vor allem in der Dichtung — wobei der bezaubernde „Katzenmann“ Spiegel den verdienten Ehrenplatz erhält — und schließlich noch in Volks- und Kinderreim. Die Bilderbeigaben sind hübsch, aber sehen wir von der wirklich königlichen, ja fast göttlichen ägyptischen Katze aus Berlin ab, so hat kaum einer der Künstler sich tief genug in Geist und Sinn des Katzenums hineingelebt. Entweder er verniedlicht es in der üblichen Postkartenmanier, oder er führt die feist verkommene Spielart vor wie Renoir, oder eine solche von kitschiger Dämonie wie Steinle. Am besten ist dieses scharf expressive Tier noch von den Zeichnern getroffen worden, so hier von Manet und Wilhelm Busch. Chardin hätte man immerhin nicht weglassen sollen, dessen Stilleben mit dem Kochen im Louvre ein recht durchtriebenes Räzchen mit auführt — nenngleich auch hier wie immer dieser Maler alles Kleinen und Feinen nur den toten Dingen wirkliches, jeder Wundertiefe fähiges Leben einhaucht. — Möchte das anmutig beschauliche Buch zu Weihnachten viele Liebhaber finden. Gewiß wird fast jeder Leser diese Lektüre zu einem Opfer der Erinnerung gestalten können, und die drei Namen der Widmung dabei durch andere, ihm verbundene ersetzen. Wir z. B. — darf der Rezensent noch einen Augenblick für eine private, jedoch von dem besprochenen Buche ausgewählte Wehmutsempfindung be-

ansprechen? — wir würden hinschreiben: Leuli, Harun und Bägge. Der mittlere, nach der zierlich geistreichen gleichnamigen Zigarette der österreichischen Regie getauft, war die unbestrittene Krone dieses Trios. Harun war ein Ragenjüngling von angeboren aristokratischer Haltung, sicherster Lebensart und tiefer Herzenshöflichkeit. Er wurde in der Blüte seiner vielversprechenden Jugend samt seinen Verwandten von der Stuttgarter Krankheit hingerafft. Erich Brock.

Amerikanische Neuerscheinungen.

Im amerikanischen Schrifttum nimmt die Darstellung fremden Volkstums und fremder politischer Einrichtungen einen breiten Raum ein. Viele dieser Bücher vereinigen einen hochstehenden wissenschaftlichen Standpunkt mit einer sehr ansprechenden Kunst der Darstellung. Dieser Tatsache ist es nicht zuletzt zuzuschreiben, daß die Wirkung solcher Bücher eine viel breitere ist als dies etwa auf dem europäischen Kontinent der Fall wäre. Nimmt doch auch die „Politische Wissenschaft“ im Universitätsbetrieb und in der wissenschaftlichen Organisation der angelsächsischen Länder eine ungleich bedeutendere Stellung ein als in Europa. So braucht man sich auch nicht zu wundern, daß man nach Amerika gehen muß, um die beste politische Gegenwartskunde der Schweiz, William Rappard's *The Government of Switzerland* zu finden, eine Schrift, der in den schweizerischen Landessprachen kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen ist.

Das Buch von **George M. Wrong, *The Canadians*** (Macmillan, New York 1938) ist ein Musterbeispiel einer solchen historisch angelegten Volkskunde. Professor Wrong, ein anerkannter amerikanischer Historiker, erzählt uns die Geschichte der Kanadier und ihres von drei Meeren umfäumten Landes. Hundertfünfzig Jahre lang beanspruchten Frankreich wie England den nordamerikanischen Kontinent ganz. Kanada, einst französisch, ist jetzt britisch, und aus den britischen Kolonien selbst sind die Vereinigten Staaten entstanden. Wie Wrong zeigt, ist die britische Zivilisation in Kanada in hohem Maße das Ergebnis der amerikanischen Revolution, die viele königstreue Amerikaner nach dem Norden ins Exil sandte, wo sie neben und auf dem Boden der französischen Zivilisation die Fahne der angelsächsischen aufpflanzten. Heute ist Kanada ein selbständiges Dominion im britischen Weltreiche; an außenpolitischen Entscheidungen Londons nimmt es nur Teil, wenn seine eigenen Interessen auf dem Spiele stehen. Was seine eigenen Interessen sind, bestimmt es selbst. Angelegenheiten, die ausschließlich Kanada angehen, werden auch ausschließlich von der kanadischen Außenpolitik entschieden, die gegenüber den anderen Gliedern des Empire lediglich die Verpflichtung zur Information hat.

Im Weltkriege hat Kanada 15 v. Hdt. seiner männlichen Bevölkerung zu den Fahnen gerufen. Daß man auch in einem neuen Kriege, in dem es um Sein oder Nichtsein des Mutterlandes ginge, Opfer bringen würde, kann ernstlich kaum bezweifelt werden, wenn auch theoretische Diskussionen, ob Kanada in einem solchen Falle „neutral“ bleiben könne, im Gange sind.

Zwei andere Neuerscheinungen beschäftigen sich mit dem neuen Italien. **G. Lowell Field, *The Syndical and Corporative Institutions of Italian Fascism*** (Columbia University Press, New York 1938) untersucht den Aufbau und die Arbeit der italienischen Regierungsorgane, die die Diktatur als Rechtsform verankern, die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern überwachen und die wirtschaftliche Tätigkeit der Korporationen regeln. Die Arbeit ist mehr juristisch gehalten, ohne doch die Mannigfaltigkeit der korporativen Rechtsinstitute im Rahmen eines Systems zu erfassen. Viel kritischer gehalten ist **Carl L. Schmidt, *The Plough and the Sword*** (Columbia University Press, New York 1938), ein recht bemerkenswertes Buch, da es die erste umfassende Würdigung der faschistischen Agrarpolitik aus nichtitalienischer Feder enthält. Schmidt hat eine Fülle von Material zusammengetragen, aus dem er den Schluß zieht, daß die Weizenhlacht auf Kosten eines gewaltig überhöhten Getreidepreises gewonnen worden sei, daß die wirtschaftliche Bedeutung der Urbarmachungsprojekte, wenn man sie in bloßen Ziffern ausdrücke, nur gering sei und daß die italienische Agrarpolitik im ganzen sich nicht zum Vorteile der Landarbeiter und Kleinbauern ausgewirkt habe. Bei Schmidt überschattet der streng ökonomische Maßstab alle anderen Wertungen, im Gegensatz

etwa zu den Schriften des Baslers Vöchting. Seine von feinsinnigem Verständnis für das italienische Volkstum getragenen Einzelstudien zur faschistischen Agrarpolitik werden sich hoffentlich bald einmal zu einer umfassenden Gesamtchau zusammenfinden.

Auf eine vielumstrittene Persönlichkeit der französischen Revolution geht **J. M. Gagan** in seiner Schrift **Maximilien Robespierre: Nationalist Dictator** ein (Columbia University Press, New York 1938). Wie der Titel zeigt, bemüht sich der Verfasser um den Nachweis, daß die vielen rätselvollen und anscheinend widerspruchsvollen Züge dieses Mannes sich erklären lassen, wenn man den Nationalismus als den bestimmenden Grundfaden seines Wesens ansehe. So verfolgt Gagan Robespierres Nationalismus in seinen Anfängen und in der Entwicklung, von der Zeit an, als Robespierre, damals noch ein unbekannter Rechtsanwalt in Artois, sich dem Einfluß Rousseaus ergab, über die Periode der konstitutionellen Monarchie, als sein Nationalismus konstitutionell und humanitär war, bis zur Zeit des Konvents und der Republik. Diese machte aus ihm einen unduldsamen Jakobiner-Nationalisten, der sich für einige Monate zum „ersten nationalistischen Diktator von Frankreich“ aufwerfen konnte. Die Person Robespierres bildet den Kern der Studie; zu gleicher Zeit kommt jedoch auch die feingeponnene Technik einer nationalistischen Diktatur zu ihrem Rechte.

Das achtzehnte Jahrhundert Amerikas wird dem Leser nahegebracht in **G. P. Alexander's A Revolutionary Conservative: James Duane of New York** (Columbia University Press, New York 1938). Die Schrift zeigt den Aufstieg eines New Yorker Rechtsanwaltes in bewegter Zeit, seine Teilnahme an der amerikanischen Revolution, nach der er Bürgermeister von New York wurde, und seine vielfältigen geschäftlichen und politischen Erlebnisse. Die Buntheit der Darstellung bringt auch dem Fernstehenden das Amerika des achtzehnten Jahrhunderts näher.

Damals lag die politische Gewalt in der Hauptsache bei den Gliedstaaten des Bundes. Als sich die junge Republik vor hundertfünfzig Jahren ihre Verfassung gab, hat man versucht, den Widerstreit zwischen den partikularistischen und zentralistischen Tendenzen durch die Errichtung eines Zweikammersystems zu überwinden, wie es sechzig Jahre später der schweizerischen Verfassung zum Vorbild gedient hat. Als De Tocqueville vor über hundert Jahren seine gefeierten Reiseberichte über die Demokratie in den Vereinigten Staaten niederschrieb, war er überrascht von dem „guten Sinn und der praktischen Einsicht der Amerikaner, die vermittlels von findigen Devisen die zahllosen Schwierigkeiten überkamen, die die Bundesverfassung mit sich brachte“. Diese Schwierigkeiten haben sich inzwischen nicht vermindert, und es ist von großem Interesse, den neuen „findigen Devisen“ nachzugehen, die zu ihrer Lösung angewendet werden. Dies geschieht in **Jane Perry Clark's The Rise of a New Federalism** (Columbia University Press, New York 1938), das sich insbesondere mit der Zusammenarbeit der Bundesbehörden und der Gliedstaaten bei der Lösung der vielen Aufgaben des modernen Staates beschäftigt. Bei den Erscheinungsformen einer solchen Zusammenarbeit mag es sich einmal um ein formloses Vorgehen handeln; weiter treten förmliche Abmachungen und öffentliche Verträge auf; besonders bedeutsam ist die Behandlung der finanziellen Zuwendungen, die der Bund den Gliedstaaten macht. Diese Zuwendungen sind zweckgebunden, und die Tatsache, daß die Bundesregierung, wenn sie solche Mittel gewährt, ihre Verwendung zu dem von vornherein bestimmten Zwecke auch überwachen will, hat mancherlei neue Probleme der Verwaltungswissenschaft aufgeworfen, deren amerikanische Lösung sicher auch in der Schweiz auf Aufmerksamkeit stoßen wird. Dazu kommt noch der Umstand, daß die amerikanischen Gliedstaaten in ihrer Verwaltung und Organisation bei einem Vergleich mit dem Bund nicht allzu gut wegkommen.

In vielen Gliedstaaten sind zur Zeit umfangreiche Reformarbeiten im Gange, mit denen sich das Buch von **A. C. Burt, The Reorganization of State Governments in the United States** (Columbia University Press, New York 1938) beschäftigt. Während der großen Krise hat man häufig das Ende der Gliedstaaten vorausgesagt und ihre Ersetzung durch regionale Gliederungen, deren Grenzen nicht mit dem Lineal gezogen sein würden, sondern natürlichen, politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten Rechnung tragen sollten, angekündigt. Die Staaten haben sich jedoch als lebensfähiger erwiesen als diese Prophezeiungen, was nicht zuletzt der Tatsache zuzuschreiben ist, daß man sich ernstlich um ihre Reform bemüht.

Solche Reformen kosten natürlich Geld. Die öffentliche Verschuldung ist, wie bekannt, in den letzten acht Jahren stark gestiegen. Gleichzeitig hat sich auf dem Gebiete der Währungspolitik eine neue Richtung Bahngebrochen, die die Währung nicht mehr dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte überlassen will, sondern ihre „Manipulierung“ durch staatliche Maßnahmen betreibt. Eine anziehend geschriebene Geschichte und Würdigung dieser Maßnahmen neueren Datums findet sich in dem Buche von **J. D. Paris, Monetary Policies of the United States, 1932—1938** (Columbia University Press, New York 1938). Als Roosevelt zur Abwertung des Dollars schritt, geschah dies auf den Rat des unlängst verstorbenen Professor Warren, eines Fachmannes auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Betriebslehre, dem es gelungen war, mit einem Teil seiner währungspolitischen Ideen das Ohr des Präsidenten zu finden. In der Tat ist die Abwertung vor allem den durch den Rückgang der Agrarpreise schwer in Mitleidenschaft gezogenen Farmern zugute gekommen, deren Schuldenlast nun nicht mehr so drückend empfunden wurde. Auf dem Gebiete der internationalen Wirtschaftsbeziehungen aber hat die amerikanische Abwertung den Weg zum Chaos eröffnet, wie auch die amerikanische Silberpolitik verheerende Wirkungen in China und in den südamerikanischen Silberwährungsländern hatte.

Es ist nur natürlich, daß man auch der Währungspolitik anderer Länder gebührende Beachtung schenkt. So schildert **M. B. Northrop** in ihrer Studie **Control Policies of the Reichsbank** (Columbia University Press, New York 1938) die entsprechenden Erfahrungen der deutschen Währungspolitik in den Jahren 1924—1933. Das umfangreiche Buch dürfte das erste seiner Art sein, das die deutsche Geldgeschichte der Nachkriegsjahre in allen Einzelheiten verfolgt.

Ein erfreulicheres Gebiet des Wirtschaftslebens tut sich in der Studie auf, die den stolzen Namen „Kaufleute des Friedens“ führt: **G. L. Ridgway, Merchants of Peace** (Columbia University Press, New York 1938). Es wird hier die zwanzigjährige Wirtschaftsdiplomatie der Internationalen Handelskammer untersucht, die neben vielen erfolglosen Bemühungen auch manche schöne Leistung zuwege gebracht hat. Die Internationale Handelskammer ist eines der wenigen in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstandenen Institute, dem man seine Bewährung nicht absprechen kann und mit dessen weiterer Erhaltung man rechnen darf. Als der Weltkriegsgeist noch die Gemüter in Bann hielt, sind die in ihr vereinigten Wirtschaftsführer nicht müde geworden, die Folgen der politischen Verschuldung der Welt und der Hindernisse des Welthandels den Ententestaaten wie den Mittelmächten vor Augen zu führen. Leider sind ihre Ratschläge nur zu selten befolgt worden.

H. W. Spiegel.

Spanien.

Stern und Unstern. Gedanken über Spaniens Landschaft und Geschichte von José Ortega y Gasset. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. D. F. 248 S.

In einem Augenblick, da der grausamste aller Bruderkriege Spanien zerfleischt, im Augenblick, da von seiner zweitausendjährigen und vielfältigen Kultur kaum mehr Zeugnis abgelegt wird, greift man mit doppeltem Verlangen zu jenen Gaben, welche spanisches Geistesleben wenigstens in der Übersetzung zu reflektieren vermögen.

Seit bald zwei Jahrzehnten ist José Ortega y Gasset zum stärksten Exponenten spanischer Intellektualität geworden. Man mag sich in einzelnen Fragen zu Ortega y Gasset einstellen wie man will: es ist unverkennbar, daß seine Kulturbetrachtung und Kulturpolitik so viel konstitutive Elemente enthält, daß wir ihrer bei der Betrachtung modern spanischer Dinge nicht mehr entraten können. In diesem Sinne darf man auch nicht vorbeigehen an der Übersetzung eines wohl erwogenen Essai-bandes, der Ortegas blendendste Gaben aufs neue vor uns ausschüttet. Nicht etwa, daß diese Fragmente aus 17 Jahren (1915—1932) für die Übersetzung gänzlich neu zusammengestellt worden wären: die beiden wichtigsten Aufsätze am Anfang „Von Madrid nach Asturien“ und am Schluß „Tagebuch einer Sommerfahrt“ finden sich bereits in einer von der *Colectión Universal* ausgewählten und vom Autor gutgeheißenen Sammlung, die den anspruchsvollen Titel *Notas* (Madrid 1928) trägt.

Streckenweise geführt von diesem spanischen Vorbild, vermittelt der Band wiederum ungeahnte und beglückende Einblicke in spanische Landschaft und spanisches Wesen. Daß auch in diesem engern Rahmen die Vielseitigkeit der Themen zum Ausdruck kommt, bleibt für den im freiwilligen Exil lebenden Madrider Metaphysikprofessor immer symbolisch. Darüber hinaus aber haben wir allen Grund, diese Anthologie zu begrüßen, enthält sie doch jene klassische Abhandlung vom „Aufbau und Zerfall einer Nation“ (*España invertibrada*). Ich wüßte nicht grad eine andere Schrift, in der die geistige Struktur Spaniens vor der Revolution so lebensnah geschildert wird. Und die „Theorie Andalusiens“ (1932) spricht uns ob der Erkenntnis vom andalusischen Wesen so ergreifend an, daß wir nur eines bedauern: kein Beitrag enthüllt uns Ortegás jüngstes Schaffen im „Unstern“, in Paris, das größtenteils niedergelegt ist in den Sonntagsnummern der allseitig ausblickenden argentinischen Zeitung *La Nación*.

In diesem Zusammenhang dürfte erlaubt sein, etwas auszusprechen, was man kaum je in seiner ganzen Tragweite bedacht hat: Wie leicht könnte das Stilkwunder dieses formbegabtesten aller modernen Denker, wie leicht der Geist, den seine Schöpfungen atmen, verdorben werden, ohne den kristallklaren Zauber, der die deutsche Fassung durchweht. Es ist eine besondere Fügung des Schicksals, daß derjenige Ausländer, der sich um das Ansehen deutschen Geistes besonders verdient gemacht hat, auch eine ebenbürtige deutsche Interpretin fand. Ortega hat es selber jüngst in einem schmerzvollen Ausblick anerkannt: „Vom Glanz und Glend des Übersetzens“. Es ist heute unverkennbar, daß die Übersetzungen Helene Wehls dem nur des Deutschen kundigen Leser die tiefsten Einblicke in des Spaniers Schaffen gewähren. Durch ihre Kunst erst ist das deutsche Schrifttum um ein köstliches Vermächtnis reicher geworden.

Arnald Steiger.

Deutsche Feldherren.

Vom Geist deutscher Feldherren. Genie und Technik 1800—1918. Eine universalhistorische Studie von Sigfrid Mette. Mit einem Vorwort des Oberstkorpskommandanten Ulrich Wille. Verlag Scientia A.-G. Zürich 1938.

Nicht daran darf der Wert dieses Buches gemessen werden, ob man den einzelnen Ausführungen zustimmen kann, oder ob man ihnen widersprechen muß. Was das Werk über das allgemeine Niveau militärischer Bücher hinaushebt, ist das Bestreben, Denken und Handeln der großen deutschen Feldherren in den umfassenden geistesgeschichtlichen Rahmen hineinzustellen. Dies ist gerade in der heutigen Zeit besonders verdienstvoll, nachdem verschiedentlich versucht worden ist, große Soldaten als einseitig, rein fachlich orientiert darzustellen und daraus Mißerfolge auf dem Schlachtfelde abzuleiten. — So überzeugend der erste Teil des Werkes bis und mit der Darstellung Moltkes ist, so wenig scheint mir über die neuere Zeit und namentlich über Schlieffen Endgültiges gesagt worden zu sein. Einmal mehr wird klar, daß eine objektive Schilderung nur möglich wird, wenn genügend großer Abstand von den Geschehnissen gewonnen ist. Mette, der den großen Feldherren gerecht wird, indem er sie im Lichte ihrer Zeit erscheinen läßt, macht Schlieffen gewissermaßen zum Vorwurf, daß er die Probleme unter Berücksichtigung der inzwischen veränderten Verhältnisse zu lösen bestrebt war. Man hat bei Schlieffen wahrlich nicht den Eindruck, daß materialistisch-technisches Denken ihm besonders nahe lag, aber er war klarsichtig genug, um zu erkennen, daß die neu anhebende Entwicklung auch die Kriegskunst vor neue Probleme stellen würde. Aus seinem ganzen Schaffen wird das Ringen um Lösungsmöglichkeiten spürbar. Hätte Schlieffen anders gedacht, dann könnte ihm der Vorwurf, wirklichkeitsfremd gewesen zu sein, nicht erspart werden. Der Verfasser stellt allzusehr Genie und Technik einander gegenüber, was schon aus dem Untertitel, den er seinem Werke gegeben hat, hervorgeht. Je stärker sich der Leser vom Bestreben Mettes beeinflussen läßt, den Geist der Feldherren im Lichte ihrer Zeit zu verstehen, desto mehr wird er vielleicht in der Beurteilung der neueren Zeit von der Auffassung des Verfassers abweichen, aber trotzdem seinem Buche Dank wissen für die vielen und durchaus ungewöhnlichen Anregungen, die es ihm geboten hat.

Conrad von Hözendorff. Soldat und Mensch. Von Feldmarschalleutnant August Urbanski von Ostrymiecz. Ulrich Moser's Verlag, Graz, 1938.
Falkenhayn. Von Major a. D. von Wienskowski. Verlag Karl Siegismund, Berlin 1937.

Es ist reizvoll, die Biographien dieser beiden Heerführer, welche gleichzeitig an der Spitze zweier verbündeten Heere standen und Schulter an Schulter kämpften, gemeinsam anzuzeigen.

„Welchen Anteil man mir an etwaigen Erfolgen zumißt, ist mir vollkommen gleichgültig“, hat Conrad von Hözendorff geschrieben, und Falkenhayn: „Wem das Geschick ein so schweres und erhabenes Amt wie mir auferlegt hat, der fürchtet sich wirklich nicht mehr vor irdischer Verantwortung“. Beide fühlten sich erhaben über menschlicher Kritik. Sonst aber waren sie in ihrem Wesen grundverschieden. Aber dennoch fanden sie sich in ihrer militärischen Zusammenarbeit, wenn es gemeinsame Ziele zu verfolgen galt. „Beide waren viel zu sachlich in ihrem Urteil, als daß persönliche Zu- oder Abneigung für ihre Entschlüsse eine Rolle spielen könnte“, stellte Theobald von Schäfer in einer Gegenüberstellung fest. Daß die beiden Feldherrn die Lage und die Notwendigkeiten gelegentlich verschieden sahen, war nicht nur durch ihr Wesen, sondern auch durch ihren verschiedenen Werdegang bedingt. Conrad von Hözendorff hat frühzeitig auf die Vorbereitungen des Krieges einen entscheidenden Einfluß genommen, als Lehrer an der Kriegsakademie, als weit über dem Durchschnitt stehender Regiments-, Brigade- und Divisionskommandeur, sowie als Generalstabschef. Falkenhayn's Werdegang führte zum Kriegsminister. Erst nach dem Rückschlage an der Marne wurde er an Stelle Moltke's mit der Leitung der Operationen betraut.

Conrad von Hözendorff gilt wohl mit Recht als der bedeutendste Feldherr des österreichisch-ungarischen Heeres, voller großzügiger Pläne und von einer seltenen Latenlust und einem nie erlahmenden Angriffsgestalt. Aber seine großen Pläne — darin liegt die Tragik seines Feldherrentums — standen zu wenig im Einklang mit den gegebenen Verhältnissen und ließen sich meist nicht durchführen, oder führten nicht zum erhofften Erfolg. Falkenhayn hat bedeutend nüchterner abgewogen und vielleicht allzusehr allen verschiedenen Schwierigkeiten Rechnung getragen. Nicht daß es ihm an großen Gedanken gefehlt hätte. Sein Plan, nach dem Rückschlage an der Marne sich vom Feinde zu lösen, um wieder zu freierer Kriegführung zu kommen, beweist das Gegenteil. Aber die Bedenken, welche am 15. September vom Chef des Feldbahnwesens vorgetragen wurden, konnten ihn von der Undurchführbarkeit seines Planes überzeugen. Falkenhayn suchte das neue Gesicht des Krieges zu ergründen und entsprechend zu handeln. Hätte er seine Materialschlacht vor Verdun gewonnen, er wäre als großer Feldherr, der als erster in vollständig veränderten Verhältnissen die Mittel zum Siege gefunden hatte, in die Geschichte eingegangen.

Auch Conrads Kriegführung war nicht vom Erfolg, den sie verdient hätte, gekrönt gewesen. Er ist vielfach in seinen Plänen nicht verstanden worden, zum Teil, weil er zu sehr nur in seinem Hauptquartier lebte und keine persönliche Fühlung mit der Front nahm. Dies ist umso verwunderlicher, als Conrad vorher ein hervorragender Truppenkommandant gewesen war. Im Gegensatz dazu hat Falkenhayn regen persönlichen Kontakt gesucht, obschon sein Werdegang eher zu Abgeschlossenheit hätte verleiten können.

Die Lektüre der beiden Biographien gibt eine Fülle Anregungen zu Vergleichen und zur Beurteilung der beiden Persönlichkeiten und ihrer Leistungen. So verschieden die beiden Feldherren sind, so unterschiedlich sind auch die Bücher geschrieben: Dasjenige über Falkenhayn streng sachlich, wenn auch mit Wärme, dasjenige über Conrad von Hözendorff impulsiv und nicht ohne gelegentliche Hiebe gegen den großen Verbündeten. Es ist nicht von ungefähr, daß General Graf Dankl, einer der schärfsten Anschlußgegner, ein Vorwort geschrieben hat. Umso notwendiger mag der nachträgliche Ausdruck auf dem Buchumschlage gewesen sein, der feststellt, daß Conrad von Hözendorff am 1. Februar 1918 einem jüngeren militärischen Freund geschrieben hat: „Ich habe in diesem Kriege immer nicht nur den Kampf um die Existenz unserer Monarchie, sondern auch um die Existenz des Deutschtums gesehen.“

G u s t a v D ä n i k e r.

Bourbaki.

Paul Wirth: Die Bourbaki Armee. Verlag Paul Haupt, Bern 1939.

Die Bourbaki Armee hat unsere Jugendphantasie beschäftigt. Wie aufmerksam lauschten wir den Geschichten von den armen, geschlagenen Franzosen, die halb verhungert und erfroren über unsere Grenzen kamen. Die Studie Wirths trägt dazu bei, die Erinnerung an die Geschehnisse, die zur Internierung der französischen Armee führten, wach zu halten. Seine Schilderung beschränkt sich auf das Wesentliche der Geschehnisse. Dabei ist dem Verfasser mehr daran gelegen, das Milieu und die Zustände im Heer zu zeichnen, als die Einzelheiten des Ganges der militärischen Ereignisse zu verfolgen. Der Leser wird mit dem Verfasser den Schluß ziehen, daß es bei den außerordentlich ungünstigen Witterungsverhältnissen, trotz starker numerischer Überlegenheit, kaum möglich war, mit den zusammengewürfelten, vielfach jungen und schlecht ausgebildeten Truppen der französischen Ostarmee, in offener Feldschlacht den Sieg zu erringen.

Die wenigen Seiten, die den militärischen Maßnahmen der Schweiz gewidmet sind, zeigen beim Bundesrat eine Scheu vor der Verantwortung zu tatkräftigen Maßnahmen, von der wir hoffen möchten, daß sie für immer der Geschichte angehört. Es ist bezeichnend, daß die Entschlossenheit General Herzogs nötigenfalls das Kommando der Armee niederzulegen, das Aufgebot der 4. Division mittelbar bewirkte. Und doch hat gerade dieser Umstand etwas tröstliches. Es haben und werden sich immer Eidgenossen finden, die, wenn es die Ereignisse fordern, gewillt sind, aus ihren Auffassungen Konsequenzen zu ziehen, und damit, ohne viel Worte, dem Lande große Dienste leisten. Jeder von uns trage das Seinige dazu bei, daß sie rechtzeitig an den richtigen Platz gestellt werden!

Wirths kleine Schrift liest sich leicht und angenehm. Der Verfasser war, trotz seiner ausgesprochenen Sympathien für das deutsche Heer, mit Erfolg bestrebt, sachlich zu bleiben.

Perikles.

Rede des Perikles für die Gefallenen. Deutsch von Rudolf G. Binding. Insel-Verlag, Leipzig 1938.

Man wäre versucht, die Rede des Perikles für die Gefallenen zum Beweise darüber heranzuziehen, wie wenig Menschliches sich, selbst in Jahrtausenden, ändert.

Wie Perikles, spricht, bei ähnlichen Anlässen, auch heute ein kluger, demokratischer Staatsmann.

Er beginnt damit, durch eine Entschuldigung für das Ungenügen seiner Worte (persönlich ist er zwar vom Gegenteil überzeugt), das Wohlwollen seiner Zuhörer zu gewinnen. Der Hauptteil seiner Rede gilt auch nicht etwa den Gefallenen, vielmehr dem, was den Zeitgenossen mit freudigem Stolz erfüllt, weil er sich einbildet, daran Teil zu haben: Die Tüchtigkeit der Ahnen wird gepriesen, die Vortrefflichkeit der staatlichen Einrichtungen und die Tugenden der Mitbürger gehührend erwähnt. Einer Rechtfertigung der bestehenden Zustände durch Worte, im Sinne etwa unserer „geistigen Landesverteidigung“, bedurfte es schon in Athen. Und es wurde augenscheinlich schon damals nicht begriffen, daß gerade die Demokratie nur um ihrer Leistungen willen Bestand haben kann. Ein paar Seitenhiebe auf die in ihrer Art verschiedenen und daher doch wohl minderwertigen Spartaner, erfreuten wohl das Auditorium, wie heute das leichtfertige Geschreibe einer gewissen Presse die Masse mit Stolz erfüllt. Ein Satz ruft manche Erinnerungen wach. Es sei gestattet, ihn anzuführen:

... „Indem ich alles zusammenfasse, sage ich, daß unsere Stadt im Großen eine hohe Schule für ganz Griechenland ist und daß im einzelnen jeder von uns vollkommen für jegliches Tun anmutig und sicher sich menschlich bewähren wird“ ...

Den Schluß bildet die übliche Totenehrung und die Ankündigung einer staatlichen Unterstützung für die Söhne der Gefallenen!

Vielleicht legt man die Schrift mit leisem Bedauern bei Seite. Uns schiene es besser, wir würden den Perikleischen Zeitgenossen weniger gleichen. Perikles Rede aber bleibt als solche vollkommen.

G. Z ü b l i n.

Die kommende Kirche.

Lüthi Walter: Die kommende Kirche. Die Botschaft des Propheten Daniel. 10. Auflage. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel, 1938.

Vor bald 30 Jahren durfte ich, auf einer Reise durch Mesopotamien, unter Prof. Kolbweys kundiger Leitung das Ruinenfeld von Babylon kennen lernen, dieses einzigartige historische Museum, wo die Welt Nabufednezars den Todeschlaf schläft. Ich ahnte nicht, als ich vor wenig Tagen das vorliegende Buch aufschlug, daß es für mich die Toten von Babylon nicht nur auferwecken, sondern sie ins hellste Licht der Gegenwart stellen würde. Menschen und Geschehnisse der ältesten Vergangenheit, mit ewiger Gültigkeit im Buch der Bücher festgehalten, ermahnen, strafen, trösten, richten unsere Zeit. Wir sehen den Zeitgeist, verkörpert in den Despoten Babylons, im Egoismus und in der Brutalität ihres Machtwillens, in der Sittlichkeit und dem Hochmut des Beijes. Der Gegenspieler ist Gott, der Unsichtbare, Allmächtige; seine Repräsentanten im Weltreich, ein verschwindend kleines Häuflein, Daniel, der geniale Minister, und seine drei Freunde. Was ihnen den unbeugsamen Mut gibt, dem Tyrannen entgegenzutreten, ist die Gewißheit, daß sie unter dem Schirm des Höchsten stehen, der sie auserwählt hat zu seinen Werkzeugen. Als solche üben sie mit unerschütterlicher Treue, sowohl ihr irdisches Amt in der Welt, als ihr göttliches Wächteramt aus.

Mit erschreckender Deutlichkeit zeigt uns Lüthi in diesen Gestalten der Vergangenheit, die Machthaber unserer Zeit, unser Land, unser Volk: „Nebufadnezar schreitet durch die Jahrtausende“. Er zeigt uns die Kirche mit all ihrer Gleichgültigkeit und Untreue, sie, die wie Daniel und seine Freunde zum göttlichen Wächteramt berufen war. — Lüthi findet auch in diesem alten und zugleich so unerhört aktuellen Buch Daniel, mit dem Spürsinn desjenigen, der im Worte Gottes lebt, immer wieder den goldenen Faden auf, der es erst recht zum Prophetenbuche macht, den Hinweis auf Christus den Retter. Gott zeigt sich als Retter, schon von Anfang an, als die vier Knaben scheinbar untergetaucht werden ins Heidentum am Hof des Königs, in Wirklichkeit aber Rettung um Rettung erleben. Wie ins goldene Morgenlicht der Zeit Christi hinein weist die aus Not und Sünde rettende Gnade, die dem alten Tyrannen zu teil wird.

Die Bibel ist nicht umsonst das verbreitetste Buch auf der Welt. Aber ihre Schätze sind nicht immer leicht zu heben. Wir wollen dankbar sein, daß es Männer gibt, deren geistige Augen so geschärft und durchdringend sind und deren Worte so gewaltig und eindrucksvoll, daß sie in all dem Wirrwarr dieser Zeit Undern den Weg weisen können zum Glauben an die ewige Herrschaft Gottes, der seine Kirche der Läuterung und dem Sieg entgegenführt. H. Sch a e t t i.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Als ich noch ein Bub war.** Jugenderlebnisse Schweizerischer Dichter und Schriftsteller. Rascher Verlag, Zürich, 1938. 337 Seiten, Preis Fr. 6.50.
- Ammann, J.:** Erziehung zum Menschen und Bürger. Schriften der Freisinnigdemokratischen Partei Rapperswil. Ausgabe stelle Gasser & Co., Rapperswil, 1938. 121 Seiten, Preis Fr. 1.80.
- Balkreich, Hans:** Karpathenrußland. Ein Kapitel tschechischen Nationalitätenrechts und tschechischer Nationalitätenpolitik. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1938. 103 Seiten, Preis RM. 5.40.
- Volmer, Hans Rud.:** Brenis Bueb. E Gschicht us em Dorf u vo der Schuel. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 245 Seiten. Preis Fr. 5.80.
- Carl Freiherr von Bardolff.** Soldat im alten Osterreich. Erinnerungen aus meinem Leben. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 350 Seiten.
- Bauer, Franz:** Das tickende Teufelsherz. Eine Erzählung um Peter Henlein, den Erfinder der Taschenuhr. D. Gundert Verlag, Stuttgart, 1936. 118 Seiten, Preis RM. 1.90.

- Bauer, Robert:** Irland. Die Insel der Heiligen und Rebellen. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1938. 316 Seiten und 16 Bildtafeln, Preis RM. 7.80.
- Baumgartner, A.:** Reiterlust. Ein Büchlein für die Freunde des Pferdes. Verlag H. Tschudy & Co., St. Gallen, 1938. 107 Seiten.
- Johann Jacob Bodmer.** Schriften, ausgewählt von Fritz Ernst. Verlag Huber & Co. A.G., Frauenfeld, 1938. 142 Seiten, Preis Fr. 6.—.
- Voetschenstein, Hermann:** Kanadische Lyrik. Übertragungen. Hans Feuz-Verlag, Bern, 1938. 69 Seiten.
- Büttner-Feez:** Metall aus Lehm — Aluminium. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1938. 89 Seiten, Preis RM. 2.—.
- Christen, Kuno:** Evangelische und katholische Eidgenossen. Beatus-Verlag, Interlaken, 1938. 23 Seiten, Preis 80 Rp.
- Deusch, Werner R.:** Hans Holbein d. J. Axel Juncker Verlag, Berlin W. 30, 1938. 17 Seiten und 32 Kunstdrucktafeln, Preis RM. 3.75.
- Faul, Sämti:** Alt Bärn. Berndeutsches Schauspiel in vier Akten. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 63 Seiten, Preis Fr. 2.20.
- von Fischer, Rudolf:** Die Burgen und Schlösser des Kantons Bern. Berner Oberland I. Teil. Verlag Emil Birkhäuser & Cie., Basel, 1938. 90 Seiten reich illustriert, Preis Fr. 9.50.
- Forschungen zur Judenfrage.** Band 3. Sitzungsberichte der dritten Münchner Arbeitstagung des Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschlands vom 5. bis 7. Juli 1938. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1938. 247 Seiten, Preis RM. 14.50.
- George, Lloyd:** The Truth about the Peace Treaties. Victor Gollancz Ltd., 14 Henrietta Street, Covent Garden, London W. C. 1938. 1471 Seiten.
- Graziani, Rodolfo:** Il Fronte Sud. Edizioni Mondadori, Milano, 1938. 354 Seiten und 55 Kunstdruckbilder, Preis 40 Lire.
- Gretler, Gottfried:** Seele vor Gott. Zwingli-Verlag, Zürich, 1938. 46 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Große Schweizer.** Hundertzehn Bildnisse zur eidgenössischen Geschichte und Kultur. Mit einer Einleitung von Max Huber. Unter Mitarbeit von Gerold Ermatinger und Ernst Winkler herausgegeben von Martin Hürlimann. Atlantis-Verlag, Zürich, 1938. 768 Seiten, reich illustriert.
- Haller, William:** The Rise of Puritanism. Verlag Columbia University Press, New York, 1938. 464 Seiten.
- Haushofer, Karl:** Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Kurt Boinckel Verlag, Heidelberg, 1939. 279 Seiten mit 89 Skizzen, Preis RM. 12.50.
- Heimatschutz-Theater.** No. 110: Emil Balmer „E Gschau“. No. 111: Hans Rud. Balmer „Der Kumandant“. No. 112: Hedwig Howald „Frau Kennelis Wandlung“. No. 113: Karl Bruner „D'Ufrichti“. No. 114: Hugo Schneider „Wele stercher?“. No. 115: Rosa Schürch-Nil „Kaktuskomödie“. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 27—128 Seiten, Preise Fr. 1.20—2.70.
- XII. Jahrbuch** des Verbandes der Renaissance-Gesellschaften 1938. Kommissionsverlag Gebr. J. & F. Heß A.-G., Basel, 1938. 90 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Juglin, Meinrad:** Schweizerpiegel. Roman. L. Staackmann Verlag, Leipzig 1938. 1066 Seiten.
- Anorr, Friedrich:** Die mittelhochdeutsche Dichtung. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 209 Seiten.
- Ann, Hedwig:** Stunden des Tages und Stunden der Nacht. Ausgewählte Gedichte. Verlag Brauns-Riggenbach, Basel, 1938. 240 Seiten.

- Rift, Hermann:** In Mailand — als Leonardos Gesell. Eines Bauernburschen Kriegsjahrt und Lehrzeit bei einem großen Künstler. D. Gubert Verlag, Stuttgart, 1938. 127 Seiten und 6 Bildtafeln, Preis RM. 1.90.
- Rift, Hermann:** Thomas und der Meister. Eine Geschichte um Johannes Gutenberg, den Erfinder der Buchdruckerkunst. D. Gubert Verlag, Stuttgart, 1938. 122 Seiten und farbiges Facsimile, Preis RM. 1.90.
- Röw, Rudolf:** Häuser über dem Rhein. Marie Louise Burckhardt. Amalthea-Verlag, Wien, 1938. 547 Seiten.
- Rüthi, Walter:** Die Haltung des Auslandes im zweiten Billmerger Krieg 1712. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1938. 234 Seiten, Preis Fr. 6.50.
- Majer-Mascher, W.:** Achtung Gams. Ein Bilderbuch für Jäger und Bergsteiger. Verlag J. Neumann, Neudamm und Berlin, 1938. 91 Seiten und 48 Kunstdrucktafeln, Preis RM. 3.90.
- Majocchi, Andrea:** Das Leben des Chirurgen. Nach der italienischen Originalausgabe „Vita di Chirurgo“. Verlag Huber & Co., Frauenfeld, 1938. 305 Seiten, Preis Fr. 8.50.
- Marktgräser Jahrbuch 1939.** Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Marktgräserlandes von Karl Seith. Verlag der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Marktgräserlandes, Schopfheim, 1939. 168 Seiten.
- Maurin, Général:** L'armée moderne. Ernest Flammarion, Editeur, 26 Rue Racine, Paris, 1938. 269 Seiten.
- Meyer, Traugott:** s' Lunäldorf. Ein Roman in Oberbaselbieter Mundart. Verlag H. R. Sauerländer & Co.,arau, 1938. 360 Seiten, Preis Fr. 7.—.
- Miller, Henry S.:** Price Control in Fascist Italy. Verlag Columbia University Press, New York, 1938. 146 Seiten.
- Müller, E. F. J.:** Der schweizerische Föderalismus in der Idee Philipp Anton von Segeffer's. Verlag der Universitätsbuchhandlung, Freiburg i. Ue., 1938. 31 Seiten.
- Nowak, Wilhelm:** Australien. Kontinent der Gegensätze. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1938. 339 Seiten und 32 Bildtafeln, Preis RM. 8.50.
- Ohsenbein, Wilhelm:** Wie die Welt so traurig war und doch so schön. Gedichte. Buchhandlung Peter Jud, Locarno. 84 Seiten, Preis Fr. 3.—.
- „O mein Heimatland“ 1939.** Künstlerische und literarische Chronik für das Schweizervolk. Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern, 1939. 232 Seiten reich illustriert, Preis Fr. 6.—.
- Pietschmann, Viktor:** Die Donau, Deutschlands anderer Schicksalsstrom. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 60 Seiten.
- Saint-Hélier, Monique:** Strohreiter, Roman. Übersetzt aus dem Französischen von Cécile Ines Voos. Morgarten-Verlag, Zürich, 1938. 432 Seiten, Preis Fr. 8.50.
- v. Scheffel, Jos. Viktor:** Etkhard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. Philipp Reclam jun. Verlag, Leipzig, 1938. 479 Seiten, Preis RM. 3.75.
- Schindler, Dietrich:** Die Schiedsgerichtsbarkeit seit 1914. Entwicklung und heutiger Stand. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1938. 212 Seiten, Preis RM. 18.—.
- Schlatter, Arnold Heinrich:** J. C. Kern und sein Wirken in der Schweiz (1832—1856). Druck von Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1938. 135 Seiten.
- Schwengler, Arnold H.:** Bibratte. Ein Drama in fünf Akten. Volksverlag Elgg (St. Zürich), 1938. 119 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Steding, Christoph:** Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg, 1938. XLVIII und 772 Seiten, Preis RM. 23.—.

- Steffen, Albert:** Buch der Rückschau. Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach, 1939. 284 Seiten, Preis Fr. 8.—.
- Streich, A.:** Brienzer Sagen. Verlag Otto Schläefli A.-G., Interlaken, 1938. 133 Seiten, Preis. Fr. 4.—.
- Stuß, Jakob:** Blueme vo Heime. Lieder und Vers us em Zürioberland. Verlag Walter Kurz, Pfäffikon-Zürich, 1938. 50 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Südamerika.** Klima, Bevölkerung und Wirtschaft, Kultur, Politik und Geschichte. Gefürzte Übertragung von „The Republics of South America“ von Otto-Albrecht van Bebber. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1938. 343 Seiten, 46 Bildtafeln und 1 Karte, Preis RM. 9.60.
- The Constitution Reconsidered.** Herausgegeben von der American Historical Association. Verlag Columbia University Press, New York, 1938, 424 Seiten.
- Uetz, Karl:** Chrijchte. Drei kleine Spiele aus dem Bauernstand. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 44 Seiten.
- Uetz, Karl:** Der verlornig Suh. Bernd deutsches Spiel nach dem Evangelium Lukas. Verlag Emmenthaler-Blatt A.-G., Langnau, 1938. 35 Seiten.
- Ullmann, Hermann:** Die Völker im Südosten. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 247 Seiten, Preis Fr. 5.50.
- Wischer, Christoph:** Die Stellung Basels während des polnischen und österreichischen Erbfolgekrieges 1733—1748. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1938. 159 Seiten, Preis Fr. 4.50.
- Vogt, Karl A.:** Hans Waldmann. Historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert. Orell Füßli Verlag, Zürich, 1938. 320 Seiten, Preis Fr. 5.80.
- Wache, Walter:** System der Pakte. Die politischen Verträge der Nachkriegszeit. Volk und Reich Verlag, Berlin, 1938. 425 Seiten, Preis RM. 16.—.
- Weller, Karl:** Württembergische Kirchengeschichte bis 1250. Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart, 1936. 384 Seiten, Preis RM. 10.80.
- Wiegand, Carl Friedrich:** Ein Märtyrer der Liebe. Hörspiel in drei Hörfolgen. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1938. 47 Seiten, Preis Fr. 1.50.
- Wyler, Eugen:** Das neue Geschlecht. Ein Freiheitspiel. Kommissionsverlag S. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1938. 53 Seiten.
- Jed, Hans F.:** Die flämische Frage. Ein germanisches Volk kämpft um sein Lebensrecht. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1938. 139 Seiten, Preis RM. 2.85.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stoderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stoderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Überjegungsrechte vorbehalten.

ZÜRICH

Versicherungen:
Unfall, Haftpflicht
Kasko, Baugarantie
Einbruch - Diebstahl

Unfall

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich